WHITE STAR

Kampfstiere der Guardiola-Zucht im ausgetrockneten Andalusien: „Immer dünner und anfälliger“

Spanien

Braune Brühe

Die Landwirtschaft leidet unter einer Jahrhundertdürre. Raubbau und Tourismus verschärfen die Not.

Die Ebene von Utrera südlich von Sevilla gehört den Guardiolas, so weit das Auge reicht. Im Zentrum der Latifundien des andalusischen Familienclans liegt der Herrschaftssitz El Toruño.

Anfang März überwuchert gewöhnlich üppiges Grün die Hügel, doch in diesem Jahr sind die Wiesen bereits schmutziggrau, abgeweidet von schwarzen Kampfstieren und Rassepferden. Die Toros der Guardiolas gelten Stierkampf-Aficionados soviel wie ein Ferrari dem Autofanatiker.

Züchter Javier Guardiola sorgt sich um das Wohl seiner berühmten Tiere: Weil es schon monatelang nicht mehr geregnet hat, müssen die Stiere zusätzlich Getreide fressen, und das sei „weit weniger nahrhaft als frisches Weidefutter“. Auch künstliche Tränken habe er anlegen müssen. Trotzdem würden seine Kampfstiere „immer dünner und anfälliger“.

Seit mehr als drei Jahren herrscht Trockenheit in der südlichen Hälfte Spaniens, und dieses Jahr könnte gar eine Jahrhundertdürre bringen. Die Reserven in den Stauseen Südspaniens fielen unter zehn Prozent der Speicherkapazität.

Die Flüsse führen im Mündungsbereich nur noch ein Viertel der sonst üblichen Menge. Schon im Februar und nicht erst im Sommer wüteten Waldbrände im Hinterland der valencianischen Küste.

Weil sogar die Sümpfe allmählich austrocknen, schrumpfte der Vogelbestand in Europas einzigartigem Naturreservat Coto de Doñana im Westen Andalusiens. Eine Studie des Washingtoner Worldwatch Institute belegt, daß ein Viertel des spanischen Bodens von Erosion bedroht ist, ein weiteres Viertel wandelt sich zur Steppe.

Dieses Jahr müssen die Behörden 544 Millionen Mark aufwenden, um elf Millionen dürregeschädigter Spanier mit Wasser für den täglichen Bedarf zu versorgen. Der Präsident des Jungbauernverbandes beziffert die Schäden für die Landwirtschaft auf 3,3 Milliarden Mark. Die Dürre zwang die Bauern zum Anbau von Saaten, die zwar mit weniger Wasser auskommen, aber auch weniger Gewinn bringen.

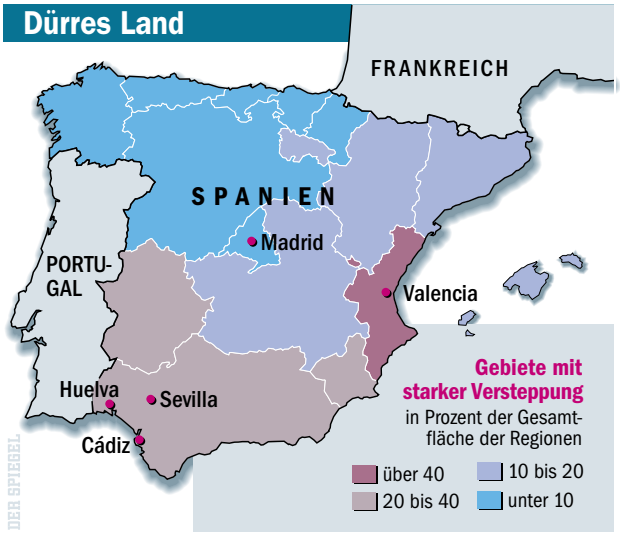
Noch bis vor drei Jahren waren die Guardiolas Europas zweitgrößte Baumwollproduzenten; sie hielten bei Rüben den dritten Platz und gehörten auch beim Reisanbau zur Spitzengruppe. Statt dessen ernten sie nun Sonnenblumen und Raps. Ihre Erträge schrumpften um mehr als ein Drittel.

Sogar im prächtigen Stadtpalais in Sevilla, wo das Vermögen der Guardiolas verwaltet wird, tröpfelt aus den Wasserhähnen nur noch braune Brühe. Das Trinkwasser kommt aus dem Guadalquivir und wird durch chemische Zusätze genießbar, wenn schon nicht appetitlich gemacht.

In Villanueva westlich von Sevilla, wo der „Vino fino“ erzeugt wird, hat die Winzer-Familie Góngora bis heute der Trockenheit einigermaßen trotzen können. Doch schon 1994 fiel die Ernte nur noch halb so gut aus wie im Vorjahr. Um seine Familie durchzubringen, hat der Erbe des seit 1682 bestehenden Kleinbetriebs bei einer Bierbrauerei anheuern müssen.

Unbelehrbare Anhänger des 1975 verstorbenen Diktators Francisco Franco sehen in der endlosen Dürre eine Strafe des Himmels für die Abweichung vom Weg ihres Idols. In Wahrheit ist dessen Regime für einen Teil der Katastrophe verantwortlich. Während der Diktatur krempelten die Agro-Planer in Madrid das traditionelle Gefüge der Landwirtschaft am Unterlauf des Guadalquivir rücksichtslos um.

Anstelle widerstandsfähiger Oliven wurde Reis angebaut, der viel Wasser braucht. Weil die Bauern das zusätzlich benötigte Naß aus den Flüssen abzweigten, konnte die Flutwelle des Atlantik weit ins Land vordringen. Nun ist der Unterlauf des Guadalquivir so stark versalzen, daß er nicht mehr zur Bewässerung taugt. Während die Zahl der Regentage



über der iberischen Halbinsel ständig abnahm, leerten sich die Rückhaltebecken der Staudämme durch den stetig steigenden Verbrauch. Eine Untersuchung des Polytechnikums von Valencia ergab, daß Wasser gerade dort am sorglosesten verschwendet wird, wo es am knappsten ist. „Der niedrige Preis ist schuld am respektlosen Umgang mit dem Wasser“, glaubt Professor Enrique Cabrera.

Mit über 300 Litern pro Kopf und Tag sind die Spanier die größten Wasserverschwender Europas. 80 Prozent beansprucht die Landwirtschaft – und gut die Hälfte davon geht verloren durch veraltete Bewässerungsmethoden und löchrige Leitungen.

Gerade im regenarmen Süden wird das kostbare Naß auch zugunsten der Touristen vergeudet: Ein 20 Hektar großer Golfplatz benötigt täglich soviel Wasser wie 2500 Menschen oder wie eine gleich große Maisplantage. Allerdings: Golf ist rentabler als Mais.

Weil in den vergangenen Jahren nichts geschah, um die Wasserversorgung in den trockenen Landesteilen grundlegend zu verbessern, mußte das Parlament in Madrid wieder einmal Notmaßnahmen beschließen: Für 130 Millionen Mark sollen neue Kanäle angelegt, öffentliche Brunnen gebohrt und notfalls private Reservoirs enteignet werden.

Die Landstriche an der Bucht von Cádiz, wo diesen Sommer eine Million Urlauber ihre Ferien verbringen wollen, werden mit Tankschiffen versorgt, die Trinkwasser aus dem 110 Kilometer entfernten Huelva herbeischaffen.

Doch solche Hilfe nimmt sich bescheiden aus neben dem Projekt eines gewaltigen Nationalen Hydrologischen Plans, den die sozialistische Regierungspartei des Andalusiers Felipe González den Spaniern seit Jahren verspricht. Innerhalb von 20 Jahren sollen neue Meerwasserentsalzungsanlagen gebaut werden. Geplant sind überdies neue Installationen zur Abwasseraufbereitung sowie ein gigantisches Umverteilungsnetz: Die Flüsse im feuchten Norden sollen mit Hilfe von Überlandkanälen den durstigen Süden versorgen. Kosten: 39 Milliarden Mark.

Solange sich die Politiker um die Verwaltung des Mangels streiten, setzt der Unternehmer Fernando Alonso in der Provinz Almería auf das einzige, was im Süden Spaniens zuverlässig wächst: die Wüste.

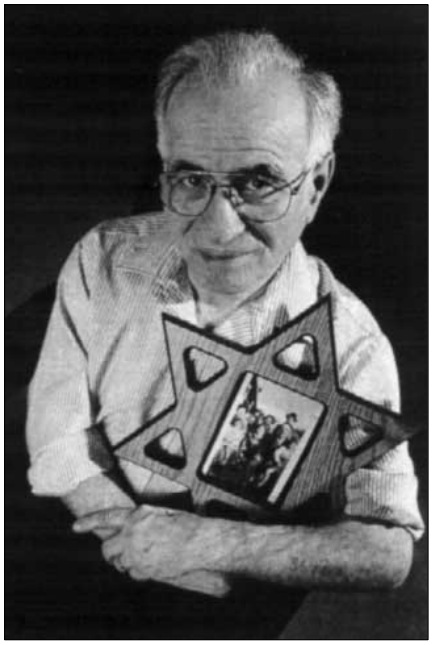
Alonso hat in seiner Heimat einen Tourismus-Betrieb neuer Art gegründet: Urlauber, die den besonderen Kick suchen, können inmitten von Sanddünen und Felsbarrieren ein Überlebenstraining absolvieren. ❑

Holocaust

Endlose Strafe

Seit 40 Jahren kämpft ein amerikanischer Auschwitz-Überlebender um Entschädigung – bislang vergebens.

Der Mann ist bitter – und das mit Recht. Brieflich fragte er vorigen Monat den Washington-Besucher Helmut Kohl, ob der deutsche Kanzler womöglich „mehr Sympathie empfinde für die Mörder, die Auschwitz bewachten“, als für ihn, der doch „ihr amerikanisches Opfer“ gewesen sei?



N. FEANY / SABA

Nazi-Opfer Princz*
„Anspruch auf Gerechtigkeit“

Überdies konnte der Verfasser des Briefes, der Rentner Hugo Princz, aus Highland Park in New Jersey, mit einflußreichen Verbündeten aufwarten: Wer immer den Bonner Gast in der US-Hauptstadt empfing, wollte wissen: Warum weigerte sich das reiche Deutschland, dem Auschwitz-Überlebenden Princz, Häftlingsnummer 36707, eine angemessene Entschädigung zu zahlen?

Kohl-Freund Clinton fragte bereits zum zweitenmal. Bob Dole, Oppositionsführer im Senat, erkundigte sich ebenfalls. Andere setzten Kohl zu wie früher Ostblockgästen, die über das Schicksal von Dissidenten Auskunft ge-

* Mit einem Foto seiner Angehörigen.